Vorbericht.

Alles, was ein berühmter Mann geschrieben hat, ohne Unterschied vorzulegen, ist freylich oft eben so unbillig gegen das Publikum, als gegen den Verfasser. Und dennoch trage ich kein Bedenken, diesen kleinen Beitrag zur vollständigen Sammlung von Gellerts freundschaftlichem Briefwechsel — wie derselbe im ersten Stücke des Wittenbergischen Magazins für die Liebhaber der philosophischen und schönen Wissenschaften abgedruckt ist, — den Verehrern und Freunden desselben besonders zu liefern. Man

* hat

hat die etlichen Briefe, welche der Herr Kirchenrath Bamberger im verwichenen Jahre zusammen drucken ließ, als ein angenehmes Geschenk aus seinen Händen mit Vergnügen und Beifall aufgenommen; warum sollte ich nicht eben dies auch von dieser kleinen Sammlung hoffen? Sie sind aus eben der Feder geflossen, die schön zu schreiben so gewohnt war, daß sie sich auch dann keine Nachlässigkeit verzieh, wenn sie gleich nur für einen Freund, und nicht für das Publikum beschäftigt war. Da indessen diese Briefe sämmtlich an einen Mann gerichtet sind, der nicht so bekannt in der Welt geworden ist, als er, seines Herzens, und seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen, verdiente; und da manches in den Briefen selbst, ohne Bekanntschaft mit diesem Manne, nicht

ganz verständlich ist: so glaube ich folgende kurze Nachricht von demselben meinen Lesern schuldig zu seyn.

Carl Wilhelm Christian Freyherr von Craussen, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Schönwald und Sechskiefer, im Oels-Bernstädtischen geboren im Jahr 1714 war einer von den wenigen Edlen, die sichs zum Wahlspruch gemacht haben: Es kömmt nicht darauf an, was wir in den Augen der Welt gelten, sondern auf das, was wir sind; weil der Schein nicht den innerlichen Werth ausmacht — und die diesem Wahlspruch in ihrem Leben getreu sind. Ists dabei zu verwundern, daß er unbekannt in einer Welt geblieben ist, wo sich alle auf den Schein, nur wenige auf den innern Werth verstehn?

Sein Charakter zog ihm eben so viel Liebe, als ächte Verehrung zu, bei denen, die ihn genauer kannten; denn er zeichnete sich durch Aufrichtigkeit, Billigkeit, Unpartheilichkeit, Beständigkeit, Friedfertigkeit und ungeheuchelte Verehrung der Religion, die er durch anhaltende Prüfungen seinem Herzen theuer gemacht hatte, aus. Seine liebsten Beschäftigungen waren die väterliche Fürsorge für seine Unterthanen, denen er Wohlthäter, Beschützer, Arzt, Lehrer und Fürbitter bei Gott war, und unablässiges Studiren. Er hatte auf mehrern deutschen und holländischen Akademien sowohl, als auf verschiedenen Reisen sich einen großen Schatz der vortreflichsten Kenntnisse erworben, die ihn indessen nicht zum Stolz verleiteten. Der auffallendste Beweis davon ist

wohl

wohl der, daß er eine sehr freimüthige Kritik Gellerts über seine Arbeiten nicht nur nicht übel nahm; sondern sie sogar mit einem Jahrgelde zu belohnen willens war. Gellert schlug, nach seiner bekannten Denkungsart, es aus, seine Mutter aber erhielt einen Theil desselben, so lange sie lebte, ausgezahlt.

In den Jahren 1734 und 1735 machte er bei dem Hoflager des Herzoglichen Hauses Würtemberg Stuttgard die Campagne am Rhein. Verschiedene Jahre leistete er dem Herzoglichen Hause Würtemberg Bernstadt, als Stallmeister, Regierungsrath und Legationsrath an auswärtigen Höfen Dienste. Im Jahre 1745 bestellte ihn die verwittwete Frau Herzogin zu Bernstadt zu ihrem Oberhofmeister und im Jahre 1757 wurde er vom

Herzoge zu Sachsen-Coburg-Meinungen zum Geheimenrath ernannt.

Es fehlte ihm sein Leben hindurch nicht an mannigfaltigen Uebungen in der Geduld und Gottesergebung. Von seinen frühsten Jahren an hatte er mit einer äusserst hinfälligen Gesundheit zu kämpfen, und selbst, da sie in seinem vierzehnten Jahre dauerhafter zu werden schien, hatte er das Unglück, sie wieder durch einen Fall zwischen hohen Felsen zu zerstören. In seinem männlichen Alter litte er bei den Unruhen des Kriegs, der sein Vaterland verwüstete, außerordentlich und ward sogar einst sammt seiner über alles geliebten Gemahlin, einer gebornen Fräulein von Siegroth, den grausamsten Mißhandlungen der Feinde ausgesetzt. Der schmerzhafteste Anfall, worauf sich auch der vier-

und

und zwanzigste Brief dieser Sammlung bezieht, war ihm indessen bis zum Jahre 1765 aufbehalten. Einer seiner Bedienten nämlich war durch eigene Schuld ums Leben gekommen; der Baron von Craussen ward beschuldigt, ihn ermordet zu haben, gefänglich eingezogen und in die Untersuchung genommen. Es dauerte sehr lange, ehe die Justiz von seiner Unschuld überzeugt werden konnte. Er ertrug aber alle diese Leiden mit einer männlichen Standhaftigkeit und völlig so gelassen, wie der Christ bey einem guten Gewissen duldet.

Sechs Jahre darauf (im Jahre 1772.) erlag endlich sein durch Krankheit und vieles Studiren eben so sehr, als durch Leiden geschwächter Körper. Er starb im sechzigsten Jahre seines Alters, und gab auch in seinem Tode noch einen Beweis,

daß

daß er die Freundschaft verdiente, welche Gellerts edles Herz ihm geschenkt hatte. Seine letzten Worte waren entweder Tröstungen, womit er die Betrübniß der Seinigen zu lindern suchte, oder Danksagungen für die göttlichen Wohlthaten, an die er auch mitten unter den heftigsten Schmerzen beständig dachte, „das sind Geburtsschmerzen, sagte er unter andern, als er sein Ende in der letzten Krankheit sehr schmerzlich vorher fühlte, — das sind Geburtsschmerzeu, die vor einem neuen und bessern Leben hergehn.“

29/4

Nachtrag

zu

C. F. Gellerts Freundschaftlichen Briefen,

herausgegeben

von

J. P. Bamberger
Kön. Pr. Kirchenrath.

Berlin, 1780.
Bey Christian Ludewig Stahlbaum.

Vorrede
des Herausgebers.

Den Liebhabern der Schriften des sel. Gellerts wird dieser Nachtrag zu seinen freundschaftlichen Briefen gewiß nicht unangenehm seyn. Sie sind größtentheils in einem Zeitraum geschrieben worden, in welchem seine kränkliche Leibesbeschaffenheit merklich zugenommen hatte; und daher findet man darin zwar den immer peinlich klagenden, aber doch frommen Gellert, der von einem warmen Gefühl der Religion ganz durchdrungen war, und der, bey aller Schwermuth seiner Seele und bey allen Schmerzen seines Leibes, sich doch immer mit den trostvollen Lehren derselben aufzuheitern, und den Verhängnissen

einer weisen und gütigen Vorsehung zu unterwerfen suchte. Schon in dieser Rücksicht kann die Lesung dieser Briefe vielen nützlich und lehrreich seyn.

Vielleicht kann man aber von Gellerts Briefen eben das sagen, was Abbt von dessen Fabeln sagt: sie haben dem Geschmack der deutschen Nation eine neue Hülfe gegeben. Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen, und dadurch ist das Gute im Briefstyl durch Exempel, und nicht durch Regeln, bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Und obgleich auch Gellerts Briefe schon manchem Tadel ausgesetzt gewesen sind, so wird man ihnen doch, wegen ihrer erbaulichen Gedanken und frommen Gesinnungen, ihre Nutzbarkeit nicht absprechen können. Ist jedes Buch gut, das einige Leser zu einer guten Bewegung und Entschließung bringt, so wird man diese Briefe gewiß auch für gut halten.

Die

Die ersten neun und zwanzig Briefe, die hier, außer einem, zum erstenmale gedruckt erscheinen, sind mit dem wohlseeligen Herrn Ernst Samuel Jacob Borchward, damaligen Königl. Preuß. Hofrath und Marggräfl. Anspach=Bareuthischen Residenten und nachherigen Marggräfl. Anspach=Bareuthischen Geheimen Legationsrath zu Berlin, gewechselt worden. Dieser rechtschaffene Mann (*), dessen Gedächtniß noch bey allen, die ihn genau gekannt haben, im Segen ist, stimmte in Rücksicht auf seinen Karakter, auf seine Denkungsart, auf seinen Eifer für wahre Re-

(*) Eine wohlgerathene Schilderung des sel. Herrn Borchwards findet man in der Nachricht von dem Leben und Karakter des wohlsel. Herrn E. S. J. Borchward 2c. aufgesetzt von J. G. Hoppe 2c. Salzwedel 1777. Aus dieser Nachricht erhellet, daß der sel. Herr Borchward auch ein angenehmer Schriftsteller gewesen sey. Im J. 1754 ward von ihm ein Vorschlag zum gemeinen Besten der Herrschaften und

ligion und Tugend, auf sein freundschaftliches allgemein wohlwollendes Herz, und auf seinen nachherigen kränklichen Zustand, mit dem sel. Gellert ungemein überein. Aus dieser Uebereinstimmung der Gemüther entstand unter beyden die zärtlichste und aufrichtigste Freundschaft, die nur durch den Tod getrennt werden konnte. Herr Borchward lernte den sel. Gellert erst aus seinen Schriften, und hernach auch persönlich, kennen. Der Anfang des Briefwechsels zwischen beyden ward durch eine damalige Gesellschaft von sehr

würs

und Dienstbothen zu Leipzig gedruckt. Er ließ in die bekannte Wochenschriften: der Mensch und das Reich der Natur und Sitten, die zu Halle herauskamen, verschiedene Aufsätze einrücken. Er beschäftigte sich auch mit der Dichtkunst. Unter den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst, die im J. 1766 zu Berlin erschienen, sind No. 208, 211 und 236, Beweise seiner dichterischen Fähigkeiten sowohl als seines frommen Herzens. Und wie sehr der sel. Gellert seine Beurtheilungskraft in geistlichen Liedern geschätzt habe,

wird

würdigen und verdienſtvollen Männern veranlaßt. Dieſe verſammlete ſich wöchentlich einmal, und unterredete ſich von allerhand gelehrten und gemeinnützigen Materien. Der ſel. Herr Borchward war ein Mitglied derſelben. Einsmals fiel die Rede auf Gellerts damals herausgekommene Schriften, beſonders auf ſeine Troſtgründe wider ein ſieches Leben, und auf ſein Leben der Schwediſchen Gräfin. Man lobte, unter andern, auch in dem letztern Werke einige rührende Schilderungen von Herrſchaften und Bedienten; und man äuſ-

wird man aus dieſen Briefen erſehen. Das Denkmal der Freundſchaft und des wohlgeführten Lebens des Herrn Hofrath Bergius, das er im J. 1765 zu Berlin drucken ließ, ward mit großem Beyfall aufgenommen, und machte ſeinem freundſchaftlichen Herzen viel Ehre. Herr Borchward ſtarb nach einer langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit, die er mit großer Geduld und Unterwerfung ertrug, im J. 1776. im 60ſten Jahre ſeines Alters, an einem Steckfluß.

serte den Wunsch, daß es dem sel. Gellert gefallen möchte, über die Pflichten der Herrschaften und des Gesindes, vornehmlich aber der männlichen Bedienten, eine besondere, kleine und gemeinverständliche Schrift auszuarbeiten. Herr Borchward nahm es auf sich, ihm dazu deu Antrag zu thun; hieraus entstand ein Briefwechsel, der bis an Gellerts Tod fortgedauert, und den man durch diesen Abdruck gemeinnützlger zu machen gesucht hat; für dessen gütige Mittheilung das Publikum der vortreflichen und in diesen Briefen sehr oft gerühmten Ehegattin des seligen Herrn Borchwards verpflichtet ist.

Uebrigens rechne ich es mir zur Ehre und Freude, ein Werkzeug zur Bekanntmachung dieser Gellertschen Briefe gewesen zu seyn; und wünsche von Herzen, daß dieselbe bey vielen Lesern manche gute Gesinnung und Entschließung hervorbringeu mögen!

I.

Ich bin eitel genug, mir alle die Ehre zu wünschen und zu gönnen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gesellschaft mir erweisen; allein ich gestehe Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit, daß ich sie kaum halb verdiene. Was für ein stolzer und unerträglicher Autor würde ich seyn, wenn ich mir eben so schön vorkäme, als ich Ihnen zu seyn scheine! Nein, mein lieber Herr Hofrath, ich bin das Gemählde nicht, das Sie in Ihrem Briefe so vortheilhaft entworfen haben; und gleichwohl loben Sie auf eine so feine und edle Art, daß ich alles darum geben wollte, wenn ich Ihr ganzes Lob verdiente. Ich bin eben so mißtrauisch gegen mich selber, als ich ehrbegierig bin, und der kluge Lobspruch, der anfangs mein ganzes Herz in die Höhe hebt, macht mich gemeiniglich am Ende demüthig und verzagt. Bald sehe ich, daß ich mir ihn nicht ganz anmaßen kann, und bald fühle ich die Mühe und die Gefahr, ihn künftig

zu behaupten, und fange oft an zu wünschen, daß ich nirgends, als in dem kleinen gebürgischen Flecken, in dem ich geboren bin, und bloß unter dem Namen eines ehrlichen Mannes, bekannt seyn möchte.

Sobald ich in Ihrem Briefe sah, daß Sie mich zu einer neuen Schrift ermunterten, so ward mir schon so bange, als ob ich eine schlechte gemacht hätte. Ich zweifelte, ob ich Ihre Hoffnung und das Vertrauen Ihrer liebreichen Gesellschaft würde erfüllen können: und gleichwohl schämte ich mich auch, Ihnen eine Bitte abzuschlagen, die Sie mit so viel Gründen vortragen, daß sie stärker, als ein Befehl ist.

Beydes geht noch heute in mir vor. Ich zweifle, ob ich zu dieser Arbeit geschickt bin, und schäme mich, daß ichs nicht seyn soll. Was soll ich thun? Soll ich aus Begierde, Ihnen zu gehorchen, eine Sache versprechen, die ich vielleicht nie werde halten können? Nein, ich will lieber den andern Fehler begehen, und Ihren Antrag ausschlagen. Kann ich ihn demungeachtet mit der Zeit erfüllen: so wird meine itzige Unhöflichkeit nur ein Beweiß seyn, daß ich Sie, Herr Hofrath, und Ihre Freunde, zu hoch geachtet habe, als daß ich Ihnen eine Schrift hätte versprechen sollen, ehe ich wußte, ob sie mir glücken würde. Aber wo weiß ichs, ob sie mir glücken wird? Muß ichs nicht versuchen? Ja, ich würde es gleich thun, wenn ich von andern Arbeiten frey wäre. Ich würde der Sache nachdenken, ich würde die Blätter und Bücher durchlesen, die von

den Pflichten der (*) — — — reden, ich würde nach Ihrer Vorschrift einen kleinen Plan aufsetzen, und Ihnen denselben zur Beurtheilung zuschicken; allein dieß ist mir zwischen hier und Ostern nicht möglich. Ich bin nicht mein, nicht frey genug in mir. Ich habe etliche praktische Collegia, die mir des Tags über vier bis fünf Stunden wegnehmen. Die übrige Zeit muß ich einem nahen Anverwandten von mir schenken, der künftigen Sommer von der Universität gehen soll, und noch nicht weit gekommen ist. Sein Glück befiehlt mir diese Pflicht. Kurz, wenn ich Ihnen, ohne eine Prahlerey zu begehn, alle meine kleinen Beschäftigungen erzählen könnte, wenn ich Ihnen sagen dürfte, daß mir die kleinste Arbeit, ich weiß nicht, ob aus Schwachheit des Körpers, oder des Geistes, erstaunend sauer wird: so würden Sie sehen, daß ich in den itzigen Umständen keiner neuen Arbeit fähig bin. Indessen werde ichs nie vergessen, daß man die Wünsche rechtschaffener und patriotischer Seelen als Befehle ansehn soll. Ich werde, sobald ich kann, mich an die Schrift wagen, und vielleicht werde ich nicht eher ruhig, bis ich einen so löblichen Anschlag gewagt habe.

Empfehlen Sie mich der Gesellschaft gehorsamst, die mich ihres Andenkens würdiget, insonderheit Ihrem vortreflichen und liebenswürdigen Gottesgelehrten, dem

Herrn

(*) Nämlich Bedienten. S. die Vorrede.

Herrn Sack, denn dieser ists unstreitig, der die Schwedische Gräfin, zu deren Verfasser ich mich nie bekennen werde, mit seiner mehr als zu wahren Critik (*) beehret hat.

Schenken Sie mir, nebst Ihren lieben Freunden, Ihre Gewogenheit ferner. Ich sehe sie als eine Wohlthat an, und freue mich ihrer nicht ganz unwerth zu seyn.

Leipzig,
den 9. December 1748. G.

II.

(*) Diese Critik gieng nach dem ersten Briefe des sel. Herrn Bordwards dahin: „Es sey zu bedauren, daß der Verfasser „dieses schönen Romans die meisten Personen so bald sterben „ließe, wenn er sie kaum aus den unglücklichsten Begebenheiten „in vergnügte und glückliche Umstände gebracht hätte."

II.

Ich wollte wünschen, daß ich die gute Hoffnung bald erfüllen könnte, die Sie sich nebst Ihrer lieben Gesellschaft von mir machen; allein ich zweifle zu meiner eignen Beschämung sehr daran. Ich habe unlängst einen kleinen Plan entwerfen wollen, und es ist nichts daraus geworden. Vielleicht bin ich, vielleicht ist auch die Materie, schuld. Es läßt sich in der That viel von der Sache sagen; allein das meiste ist schon gesagt, und beynahe zu bekannt, als daß man es neu sagen könnte. Und wenn ich dieses nicht kann, was wird Ihnen und der Welt mit meiner Schrift gedienet seyn? Ueberhaupt treffe ich in Ansehung meiner Leser viele Schwierigkeiten an. Macht mans kurz und fein: so wird es der Welt, die es lesen soll, nicht verständlich genug seyn. Setzt man alles zum Unterrichte genau aus einander, so wird das Vollständige die Aufmerksamkeit solcher Leute bald ermüden, die ohnedem nicht zum Nachdenken gewöhnet sind. Ich weiß also nicht, ob ich weiter einen Versuch sobald wagen werde. Sollte ich mich aber jemals dazu geschickt fühlen: so können der Herr Hofrath versichert seyn, daß ichs als meine größte Schuldigkeit ansehn will. Die schönen Predigten des Dr. Delany, welche unlängst hier in Leipzig, aus dem Englischen übersetzt, herausgekommen sind, und welche die heiligsten und nöthigsten Pflichten der Gesellschaft abhandeln, handeln auch von den Pflichten der Be-

dienten gegen ihre Vorgesetzten; diese, und verschiedene Capitel aus Saurins Catechismus, verschiedene Stücke aus dem Zuschauer, würden unsern ehrlichen Bedienten viele gute Begriffe und Empfindungen des Edlen in ihrem Stande einflößen, wenn man sie ihnen bekannter machen könnte.

Die Nachricht von dem Tode Ihres theuren Freundes und des Lesers meiner Trostgründe, hat mich ungemein gerühret. O Gott, was ist es für eine Wollust, wenn man sich bereden darf, etwas gutes gethan zu haben. Ich danke Ihnen für diese Nachricht, als für die größte Belohnung, die ich mir jemals für eine fromme Arbeit habe wünschen können. Bleiben Sie ferner mein Gönner und Freund, und entziehen Sie mir die Ehre Ihres Briefwechsels nicht, wenn ich gleich das nicht ausführen kann, was ihn veranlaßt hat. Ich bin mit einer wahren Hochachtung und Ehrerbietung

L. d. 2. April, 1749. G.

III.

Sie kommen allen meinen Wünschen zuvor, und ich weiß nicht, wie ich dankbar genug seyn soll. Sie schenken mir nicht allein Ihre Freundschaft, sondern Sie sorgen auch für mein Glück, als ob ichs um Sie verdient hätte. Ich will Ihnen recht offenherzig auf die Frage antworten, die Sie im Namen eines Berlinischen Mäcens, und Ihres Freundes, an mich thun. Wenn es nach meinem Wunsche gienge: so würde mir eine Versorgung in meinem Vaterlande, und zwar in Leipzig, die liebste seyn. Ich will diesen Wunsch nicht von aller Schwachheit frey sprechen, noch weniger will ich glauben, daß ich ihn, wenn es mein Schicksal wollte, nicht vergessen könnte. Die Einrichtungen auf den Preußischen Akademien sind mir nicht bekannt genug; allein ich glaube doch, daß sie vortreflich sind, und ich würde eine philosophische oder oratorische Profeßion in Halle allerdings für ein Glück halten, wenn die Lebensart der Studenten sittsamer und friedfertiiger wäre. Dies ist es alles, was ich Ihnen sagen kann. Ueberhaupt habe ich noch gar nicht nach einer Bedienung gestrebt, weil mich meine Leibesbeschaffenheit kein langes Leben hat hoffen lassen. Indessen fängt michs oft an zu reuen, daß ich vor zehn Jahren nicht eine Dorfpfarre angenommen habe. Ich würde vielleicht mehr Gutes gestiftet, und, entfernt von dem Geräusche der Welt, ruhiger gelebt haben, als bey keiner Profeßion.

Sie

Sie fragen mich ferner, warum ich so lange nichts geschrieben habe; warum? Lieber Herr Hofrath! das Feld ist nicht alle Jahre tragbar, am wenigsten das Feld des Witzes. Gesetzt ich hätte noch das Vermögen, etwas zu schreiben, das des Drucks würdig wäre: so scheinen es doch meine Umstände nicht zu erlauben. „Indem man für die Unsterblichkeit arbeitet, sagt der Abt Trublet, „so ist es nicht verbothen, ein wenig „darauf zu denken, wie man sich wegen der Bequem„lichkeiten des gegenwärtigen Lebens in Sicherheit setzen „möge.“ Ich bin nichts weniger, als geldbegierig; allein es ist auch unsre Pflicht, unsre Umstände nicht zu vergessen, wenn wir andern nützlich seyn wollen. Kein Autor kann von seinem Buchführer leben; und wehe der Welt, wenn er von ihm leben will! Ich muß also meine Zeit auf andere Arbeiten wenden, und lieber junge Herren in meiner Stube unterrichtrn, als die die Welt. Ich kann Ihnen zur Zeit nichts versprechen: Sie sollen aber gewiß der erste seyn, dem ich meine Arbeiten zuschicke, wenn ich welche habe; denn von wem wollte ich lieber und eher gelesen seyn, als von Ihnen? Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir so schätzbare Freundschaft unverändert, und setzen Sie mich in die Gnade des Gönners, von dem Sie reden, wenn ich Ihrer nicht ganz unwerth bin. Ich verharre &c.

L. d. 8. May, 1750. G.

IV.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen eine Schrift von mir zu überschicken, um desto begieriger, je weniger ich sonst ein Mittel habe, Ihnen meine Hochachtung und aufrichtige Ergebenheit zu bezeugen. Von wem wollte ich auch lieber und eher gelesen werden, als von Ihnen? und wie zufrieden werde ich seyn, wenn diese Briefe so glücklich sind, Ihnen eine angenehme Stunde mehr zu machen, und Sie in der guten Meynung zu bestärken, die Sie von mir gefaßt haben! Ich wünsche es von Herzen, und melde Ihnen zugleich eine Nachricht, die Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, und die ich Ihnen eben deswegen mit doppelter Freude erzähle. Es ist mir von Dresden aus, wider meine Hoffnung, befohlen worden, um eine extraordinaire Profeßion und Pension anzuhalten. Ich habe es gethan, obgleich mit schwerem Herzen, und ich hoffe, wenn Gott will, einen baldigen glücklichen Erfolg. Ich erfreue mich nicht sowohl meiner selbst wegen, als wegen meiner Freunde, die für mein Glück mehr, als ich, bekümmert gewesen sind, und die mir nun den Vorwurf nicht mehr machen dürfen, daß ich zu gleichgültig gegen eine öffentliche Bedienung wäre. Gott gebe, daß mein Unternehmen, und die Vorsorge meiner Gönner, weder mich, noch sie, jemals reue! Ich habe nicht geglaubt, daß man an mich denke, auch nie geglaubt, daß man Ursache dazu habe, vor andern an mich zu denken.

So bald diese Sache kein Geheimniß mehr ist, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu bestätigen. Indessen bitte ich um die Fortsetzung Ihrer mir schätzbaren Gewogenheit, und verharre mit aller ersinnlichen Hochachtung und Ehrerbietung ꝛc.

L. d. 13. April, 1751. G.

Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden gehorsamst, wenn ich bitten darf.

V.

Sie haben mir durch Ihren schönen und langen Brief ein außerordentliches Vergnügen verursachet. Jede Zeile ist voll Freundschaft und Liebe gegen mich, und alles ist die Sprache eines gütigen und edlen Herzens. Wollte Gott, daß ich Ihrer Gewogenheit in ihrem ganzen Umfange werth wäre! Ich will mich bemühen, sie zu behaupten, und Sie durch Erkenntlichkeit nöthigen, der Freund gegen mich zu bleiben, der Sie aus einem geheimen Zuge der Natur geworden sind. In Wahrheit, Herr Hofrath, ich bin ein glücklicher Mensch. Die vortreflichsten Männer schenken mir von vielen Orten her ihre Freundschaft und ihren Beyfall auf eine Art, die mich über alles entzücket. Aber wie werde ich mich dieses Glücks würdig genug machen! Und womit werde ich mich trösten, wenn ichs in der Fortsetzung meines Lebens durch diesen oder jenen Zufall verlieren sollte?

Sie wünschen, mich von Person zu kennen, und eben dieses, geehrtester Freund, wünsche ich mir auf meiner Seite mit der größten Sehnsucht. Ja, so wenig ich zu weiten Reisen gemacht bin: so fehlt mir doch nichts als eine bequeme und geschwinde Gelegenheit, in einer Woche, in der ich abkommen kann, um eine Reise nach Berlin vorzunehmen; eine blos freundschaftliche und keine gelehrte Reise. Ich möchte Sie gern überfallen; aber wie, wenn Sie gleich zu der Zeit

nicht in Berlin wären, da ich mirs einfallen ließe, zu Ihnen zu kommen? Wäre das nicht entsetzlich für mich? Melden Sie mir also, liebster Herr Hofrath, zu welcher Zeit Sie sich in Berlin sicher aufhalten. Ich will beten, daß mich nichts an diesem Vergnügen hindern mag.

Mit meiner extraordinairen Profeßion und einer kleinen Pension hat es nunmehr, Gott sey Dank! seine Richtigkeit, und ich werde dieses ungehoffte Amt gegen Johannis mit einer gewöhnlichen Rede antreten.

Daß Ihnen meine Briefe so wohl gefallen haben, daß mich alles bis auf den Bedienten in Ihrem Hause liebt; dieß ist mir lieber, als eine Pension. Leben Sie wohl mit Ihrer liebenswürdigen Frau und der jungen Freundin, und schmecken Sie das Vergnügen der Liebe und des menschlichen Lebens nach meinem Wunsche gedoppelt. Ich bin rc.

L. d. 24. May, 1751. G.

VI.

VI.

Bin ich nicht mehr Ihr Freund, seitdem Sie mich von Person haben kennen lernen, oder was ist die Ursache, daß ich seit einem halben Jahre keine Zeile von Ihnen gesehn habe? Ich weiß wohl, daß ich hätte schreiben sollen; allein ich habe doch das Verdienst auf meiner Seite, daß ich in Berlin gewesen bin, daß ich beynahe, bloß aus Freundschaft für Sie, eine weite Reise gethan habe; und mit diesem Gedanken läßt sich eine Nachläßsigkeit im Schreiben schon entschuldigen. Genug, ich sehne mich gar zu sehr nach einer Nachricht von Ihnen, und Sie können mir sie ohne Ungerechtigkeit nicht wohl versagen. Schreiben Sie mir nur, daß Sie mit Ihrer lieben Frau noch so leben, wie ich Sie in Berlin gefunden habe, daß Sie mich noch lieben: so ist alles gut, wo nicht, so komme ich noch einmal nach Berlin, und trete gar bey Ihnen ab. In Wahrheit, lieber Herr Hofrath, es ist mir in Ihrer Stadt so viel Ehre wiederfahren, daß ich leicht zu entschuldigen wäre, wenn ich wieder käme; und ich glaube sicher, daß ich an keinem Orte in ganz Deutschland so viel Freunde und Gönner habe, als eben in Berlin. Wie komme ich zu diesem Glücke, und wodurch werde ichs beständig machen können? Tragen Sie, wenn ich bitten darf, das Ihrige dazu bey, und empfehlen Sie mich allen den Herren, die ich durch Ihre Vermittlung habe kennen lernen, auf das verbindlichste. Ich weiß zwar ihre Namen

nicht, aber desto sicherer ihre Verdienste und Charaktere. Nichts kränkt mich mehr, als daß ich den Herrn Geheimdenrath Buchholz, von dem alle Welt so viel Gutes erzählt, nicht habe sehn sollen. Bezeigen Sie ihm in meinem Namen alle die Hochachtung, die ich einem so großen Manne schuldig bin. Ihrer Frau Liebste können Sie nicht genug sagen, wie hoch ich sie schätze. Sie sind ein glücklicher Mann, das sage ich allen Leuten, und bin mit dem größten Vergnügen zeitlebens rc.

L. den 15. Oct. 1751. C. F. G.

VII. (*)

Ihr Unfall hat mich nicht sehr gerührt; aber den habe ich bedauert, der so niederträchtig hat seyn können, sich sein Glück durch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf des Vernünftigen, noch seines eignen Herzens zu scheuen. Wie Sie unglücklich seyn, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, nnd den Unfall, wie Sie, ertragen, ist eine Ehre, und eine sichere Anwartschaft auf ein größer Glück. Freylich muß es sehr weh thun, sich verleumdet, und eben dadurch sich eines Amtes entsetzet zu sehn; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heimlicher Trost, auch ehe sie gerettet wird, und Sie haben nunmehr schon die Belohnung, sie gerettet zu sehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, Herr Hofrath, Sie haben Recht, es giebt eine gewisse Weisheit, die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geistes, die wir selten in freudigen Tagen, und beynahe allein in Ungewittern, erhalten. Kurz, es giebt gewisse traurige Begebenheiten in dem System unsers Lebens; anfangs sind sie schreckliche Räthsel, und nach und nach klären sie sich in lauter helle Beweise der göttlichen Vorsehung auf, machen unsern Verstand heitrer und unser Herz fester. Eines solchen Unglücks waren Sie werth,

 Sie

(*) Dieser Brief steht schon größtentheils in dem ersten Bande der nach Gellerts Tode herausgekommenen Briefe, pag. 176.

Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bey Ihnen Beyden seyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück und über Ihren Feind triumphiren? Doch was? noch einmal bey Ihnen zu seyn? So gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, so wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in Berlin genossen habe. Aber warum beschweren Sie sich so sehr über meine finstre Mine? Wie, wenn ich mich über Ihre damals traurige beschwerte? Es ist wahr, ich bin in Berlin nicht sehr zufrieden gewesen; aber mein Körper, die weite Reise, und die zu kurz angesetzte Zeit zur Reise waren Ursache und nicht der Ort. Ich war unzufrieden mit mir, und war es um desto mehr, je mehr ich sah, daß es meine Freunde bemerkten. Vergeben Sie mir den Fehler, ich habe am meisten dabey verlohren. Ueberhaupt, Herr Hofrath, bin ich auf meinen Reisen unglücklich. Ein gewisser Begrif, eine vortheilhafte Meynung, die meine Schriften von mir erwecken, geht voran. Man hofft, den scherzhaften, den muntern Mann zu sehn, den man in dieser oder jener Stelle angetroffen hat; man glaubt etwas zu sehn, das man sich selbst entworfen hat, und man sieht das Gegentheil, man sieht eine ernsthaft finstre Stirn, man hört einen Mann, der wenig redt, und man glaubt, er würde viel reden, und lauter Sachen, des Druckes werth, reden. Dieses bemerke ich, ich fühle es, und sehe, daß ich meinem Namen selber im Wege bin, oder wenigstens sehe ich, daß

der

der Name eine gewisse Last ist, die ich zu der Zeit am wenigsten tragen mag.

Ich soll den Winter wieder schreiben? Nein, diesen Winter und vielleicht viele Winter und Sommer nicht. Warum hat man mir ein öffentlich Amt gegeben? Ich habe es zum voraus gewußt, daß das Amt den Autor verdringen würde; denn ich bin ein Genie, das durch eine einzige gemeßne Beschäftigung zu den andern ungeschickt gemacht wird. Unglück genug für mich, oder doch Demüthigung genug! Der Gedanke, morgen werden dir wieder hundert Personen (denn mehr gehn nicht in meine Stuben) zuhören, und wie willst du sie unterhalten, und was wird das Beste, das Nöthigste von den Dingen seyn, die du ihnen sagen könntest? der Gedanke, du mußt dir Mühe geben, sitzen, studiren, mühsam lesen, schon der Gedanke, ohne die Ausführung desselben, raubt mir die Munterkeit, die Leutseligkeit, die zu den Schriften des Geschmacks, wo die Natur herrschen soll, so nöthig ist. Nunmehr mögen die witzigen Köpfe schreiben, die jünger und kühner sind, als ich. Ich will sie lesen, und die Welt ihre Verdienste schätzen lehren. Aber was schwatze ich so viel von mir? Leben Sie wohl. Ich wiederhole alle meine Empfehlungen aus dem vorigen Briefe, insonderheit an den Herrn Geh. R. Buchholz, Herrn Sack ꝛc. und über beyde an Ihre liebenswürdige Frau, und bin ꝛc.

L. d. 21. Dec. 1751. G.

VIII.

Nur ein Paar Worte. Ich habe Ihre Commißion unverzüglich ausgerichtet, und das Werk Ihres und meines Freundes durch den Herrn Professor Kästner recensiren lassen; denn ich selbst hatte zu dieser Pflicht weder Zeit noch Kräfte; mit einem Worte ich war hypochondrisch. Sie werden zwo Recensionen, eine in den Leipz. gel. Zeitungen, und die andre in dem Hamburg. Correspondenten finden. Ich hoffe, daß sie dem Herrn Krause (*) nicht mißfällig seyn sollen, ob ich sie gleich selbst nicht gelesen habe. Wenigstens hat mich Herr Kästner versichert, daß ihm das Werk gefallen hätte. Er hat mirs auch nicht wiedergegeben, und ich bin also um mein Exemplar gekommen, ohne es ganz gelesen zu haben; was ich aber gelesen habe, hat mir sehr wohl gefallen. Dieses können Sie Ihrem Freunde sagen, und ihm für die Bemühungen danken, die er der Poesie zur Ehre und dem Geschmacke zum Besten über sich genommen hat. — —

Ich stehe im Begrif, eine Reise zu meiner alten Mutter nach Haynchen zu thun. Sie ist krank, und ich

(*) Vermuthlich der damalige Sekretär bey dem General, Grafen von Rothenburg, und nachherige Advocat Krause, der über die musikalische Poesie geschrieben hat, welche Schrift hier wahrscheinlich gemeynet wird.

ich bin es seit dem Merz auch gewesen, vielleicht befördert die Freude, uns wieder zu sehen, das, was die Arzney nicht vermag. Ich werde nur acht oder zehn Tage ausbleiben. Leben Sie wohl mit Ihrer vortreflichen Frau, und ehren Sie Ihr Schicksal ferner durch Gelassenheit und Freude. Ich bin ꝛc.

L. d. 24. April, 1752. G.

IX.

Ich bitte Sie um eine Wohlthat. Ein guter Freund von mir, dessen Namen ich nicht nennen soll, und der weiß, daß ich in Berlin große Freunde und Gönner habe, hat mir beygelegtes Promemoria zugeschicket, und wünschet auf seine Frage eine baldige Antwort durch meine Vermittlung zu erhalten. Ist es nicht wider Ihre Pflicht, und das glaube ich nicht: so eröffnen Sie ihm Ihre Meynung nur mit etlichen Worten; es mag zu seiner Ruhe dienen, oder nicht. Ich weiß, daß es Ihnen leichter wird, zu dienen als abzuschlagen.

Aber, wie leben Sie denn, mein liebster Freund? Ruhiger als ich? Ach ja, gewiß! Ich bin vor der Messe im Bade gewesen, und glaubte mich zu stärken; allein seit drey Wochen bin ich elender gewesen, als in meinem ganzen Leben. Ach Gott, was ist ein siecher Körper für eine Last! aber eine sieche und niedergeschlagene Seele, welche Pein ist dieses! Bedauren Sie mich, und beten Sie für mich. Gott gebe Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit, Ihnen und Ihrer lieben Frau! Grüßen Sie alle meine Freunde aufrichtigst und ergebenst von mir. Ich bin zeitlebens der Ihre

L. d. 4. Dec. 1752. G.

X.

Ihr freundschaftlicher, Ihr vortreflicher Trost hat eine Wirkung, die er nicht hätte thun können, wenn er nicht aus der edelsten Absicht geflossen wäre: Ich las Ihren Brief zweymal nach einander, und dankte Gott mitten unter meinen Beängstigungen für das Glück, einen Freund, wie Sie, zu haben. Ich bewunderte Ihr empfindliches, Ihr mitleidiges Herz, und vergaß über dem Gefühle der Dankbarkeit, und über den guten Wünschen für Ihre Wohlfarth, mein Ungemach auf einige Zeit ganz und gar. Ja, mein lieber Freund, Ihr Brief ward mir eine der stärksten Ursachen, eine Reise zu meiner Mutter nach Hayncnen, und von dar nach Dresden, in der Gesellschaft eines Bruders vorzunehmen, der mich sehr lieb hat. Diese Reise ist mir wohl bekommen. Ich bin wenigstens gesünder, und nicht so niedergeschlagen gewesen, als zuvor. Was kann ich von einer Reise von zwanzig Meilen mehr verlangen? Genug, ich preise Gott, daß mein Uebel sich gemindert hat. Ich fühle freylich seine Gegenwart noch; aber ich habe doch mehr heitre Stunden, und selbst die schrecklichen sind weniger schrecklich. Wie gütig ist die Vorsehung! und warum ist nicht meine ganze Seele Dankbarkeit und Liebe? Ich will getrost seyn, und sein harren; der Herr über alles wirds wohl machen.

Herr Sulzer hat mich gebethen, künftigen Frühling bey ihm in Berlin zuzubringen, und ich habe in meinem Herzen so darein gewilliget, wie man in eine Sache williget, die man wünscht, und die bey der Zukunft steht. Sollte ichs thun: so werde ich Sie oft aufsuchen und meine Ruhe und meinen Kummer mit Ihnen theilen; denn ich weiß, Sie lieben mich auch noch, wenn ich klage.

Grüßen Sie die liebreiche Gefährtin Ihres Lebens mit tausend guten Wünschen von mir, und nehmen Sie zugleich für die ertheilte Nachricht, im Namen meines Freundes, den verbindlichsten Dank von mir an. Es hat allerdings eine Null in der Summe gefehlt. Ich bin der Ihrige

L. d. 27. Jan. 1753. G.

XI.

Ich fange diesen Brief mit der Versicherung an, daß ich Sie unendlich liebe; dies will mein Herz; und nunmehr will ich Ihnen gleich die Ursache sagen, warum Sie diese Messe weder einen Brief noch die verlangten Bücher erhalten haben. Ich reiste den vierten May mit Doctor Tillingen, der Bademedicus im Carlsbade und mein Freund ist, dahin, ob er mir gleich nicht sehr dazu rieth. Ich reiste, (denn was wagt ein Elender nicht, den bald sein Geist, bald sein Körper martert) ich reiste ins Carlsbad, und vorgestern, den zwanzigsten d. M. bin ich wieder in Leipzig angekommen, nachdem ich drey Wochen in Annaberg, sowohl wegen der kalten Witterung, als wegen des Mangels der Kräfte, stille gelegen habe, und alsdenn drey Wochen im Bade gewesen bin. Von dem Erfolge der Cur kann ich Ihnen zur Zeit nichts sagen, als daß ich sehr matt und etwas schlaflos bin. Ich verlange keine Herstellung der Gesundheit; nein, nur eine kleine Lindrung. Möchte es doch dem Vater der Menschen gefallen, nur meinen Geist zu stärken, das Leiden des Leibes will ich gern bis in mein Grab tragen! Ach, mein liebster Freund, welche Verändrung ist mit mir seitdem vorgegangen, daß ich Sie nicht gesehen habe! und welche wird mit mir bald vorgehen, wenn sichs nicht im kurzen bessert! Es scheint, daß ich Sie in diesem Leben wohl nicht wieder sehn werde; aber in jener

Welt

Welt will ich Sie unter den Freuden der Glückseligen triumphirend umarmen, und Ihnen brüderlich danken, daß Sie mich geliebet haben.

Bey dieser Vorstellung fällt mir Ihr Young und der gute Hervey ein, an die ich in dem letzten Briefe nicht gedacht habe. Können Sie wohl zweifeln, daß ich Youngen nicht so hochachten sollte; als Sie ihn achten? daß er mich nicht mehr erbauen sollte, als der Dichter des Meßias? Nein, ich verehre Youngen, auch wenn ich ihn nicht verstehe; denn ich schließe aus dem, was leicht ist, daß er auch schön und vortreflich denkt, wenn er schwer ist. Er hat mich vielmal bis zum Zittern mit seinen kühnen Gedanken fortgerissen, und mitten in der Angst mich erquickt. Sein Uebersetzer, Ebert, ein vortreflicher Kopf, (itzt Prinzeninformator in Braunschweig) ist einer meiner geschicktesten Freunde. Er hat mich, als er vor acht Jahren in Leipzig studirte, das Englische gelehret; und aus den ersten Büchern, die er mit mir las, waren Youngs Satyren: die Liebe zum Ruhme. Hervey ist unendlich weit unter Youngs Geist. Er hat ein frommes liebes Herz; aber seine schematische und allegorische Art mich zu erbauen, läßt meine Empfindung kalt, und heißt mich zu dem nächsten Blatte eilen. Indessen habe ich ihn einmal ganz durchgelesen. Zu diesen Critiken, welche die Ihrigen und die meinigen sind, (so gewiß als ich lebe,) will ich mein Urtheil über Ihre beyden Erzählungen

lungen (*) hinzusetzen. Sie sind in vielen Theilen sehr naif und schön; in manchen scheinen sie mir etwas weitläuftig. Kurz, in den Augen guter Freunde, und in den Händen guter Freundinnen, sind sie des größten Beyfalls werth. Dennoch behaupte ich, daß Ihre Poesie nicht so viel gefallendes hat, als Ihre Prosa; vermuthlich ist die Schwierigkeit des Verses, die Sie zu übersteigen suchen müssen, die Ursache dieses Mangels. — — Den Plato und Xenophon, denke ich Ihnen mit diesem Briefe zu schicken. Mehr kann ich nicht schreiben; denn ach wie kraftlos bin ich! — — Gott lasse es Ihnen und Ihrer wackern Frau und allen Ihren Freunden wohl gehn! Wie gern möchte ich Sie in Ihrem Hause umarmen! Ich bin ꝛc.

L. d. 22. Jun. 1753. G.

XII.

(*) Der seel. Borchward hatte dem seel. Gellert zwey poetische Erzählungen von seiner Arbeit übersandt.

XII.

Auch ein Brief an meine Freunde ist mir in meinen itzigen Umständen eine Arbeit. Sie müssen mir es also vergeben, daß ich Ihnen so selten schreibe, und mich bedauren, daß ich unglücklich genug bin, in dem Vergnügen eine Arbeit zu finden. Dieser Eingang verräth, daß ich Lust zu klagen habe, und wer ist meiner Klagen würdiger, als Sie, mein liebster Borchward? Aber um mich selbst zu bestrafen, will ich diese Neigung itzt nicht befriedigen. Ich will Ihnen vielmehr sagen, daß ich Ursach habe, zufriedner mit meinem Schicksale zu seyn, als ich es vor dem Jahre in eben diesem Monate seyn konnte. Meine Seele ist noch nicht heiter, noch nicht stark; aber sie ist auch nicht so verfinstert, so entkräftet, als sie damals war.. Ich kränke mich indessen weit mehr, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu erkennen und zu fühlen, als ich über das, was mir mangelt, betrübt bin. Wo kömmt diese Kälte, diese undankbare Härte her, von der ich sonst nichts gewußt habe? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich niederlegte; und der Gedanke, du hast die ganze Nacht ruhig geschlafen, ist des Morgens meiner Seelen eine gleichgültige Zeitung. Mein Gott, wie wenig vermag der Mensch über sich selbst, und wie viel glaubt er sich doch heimlich zu seyn! Ich esse, ich trinke, ich schlafe, und fühle doch keine Kräfte. Freylich habe ich itzt wenig Bewegung, und

des Tags drey Collegia; aber unter fast gleichen Umständen war ich doch vor wenig Jahren ein ganz anderer und besserer Mensch. Noch mehr, ich hatte mehr Beschwerungen des Leibes, weniger Schlaf, mehr Beklemmungen der Brust, und dennoch war ich weit munterer. Hätte ich, wie Sie, eine liebenswürdige Frau, so glaubte ich der bangen Stunden an ihrer Seite weniger zu haben. Würde nicht ein Wort, ein Blick von ihr oft meinen Geist aus seinem traurigen Schlummer reißen? Doch, wo weiß ich das? Würde es nicht meine Unruhe eben so leicht vermehren, wenn ich die ihrige durch mich wachsen sähe? Genug, dieses Glück hat nicht in den Plan meines Schicksals gehört; und was wäre die Gelassenheit für eine Tugend, wenn sie uns nicht wirkliche Uebel ertragen lehrte, indem sie uns auf die weise und gütige Hand der Vorsehung sehen heißt. Was verdienen wir vor Gott? Nein, ich will den Vorsatz, den ich tausendmal gefaßt habe, noch einmal vor Ihren Augen fassen, ich will nicht unleidlich seyn, sondern des Herrn harren, und sorgen, wie ich den geringen Rest meiner Kräfte mir und andern zum Besten anwenden kann. Könnte ich dieses nur, so würde ein großes Theil meiner Unzufriedenheit wegfallen.

Ach, wie wollte ich zu Ihnen eilen, wenn Sie nicht weiter als acht oder zehn Meilen von mir entfernt wären! denn nunmehr geben mir die Feyertage einige Freyheit. Nun, ich umarme Sie in Gedan-

ken mit einem recht brüderlichen Herzen; ich danke Ihnen für Ihren letzten vortreflichen Brief, und sage Ihnen, daß Ihre Ermunterungen eine recht siegende Beredsamkeit für mich haben. Ich grüße Ihre Frau Gemahlin, und wünsche Ihnen und Ihr die zufriedensten Feyertage.

L. d. 19. December, 1753. G.

XIII.

Wem könnte ich wohl meine Gedichte eher schicken, als Ihnen? Sie haben erst heute die Presse verlassen, und o wie eile ich, daß sie bald in Ihre Hände kommen mögen! Der Beyfall der Borchwarde in der Welt, und der Borchwardinnen, ist die Belohnung, die ich suche; wenigstens ist dieser Stolz zugleich ein Beweis eines guten Herzens. Lesen Sie also den Augenblick die wenigen Bogen durch. Lassen Sie alles liegen, ich bitte Sie, bis Sie zu Ende sind. Und sobald Sie die letzte Zeile gelesen haben: so nehmen Sie die Feder, und schreiben Sie mir alle Empfindungen, die Sie im Lesen gefühlt, auf. Dieses Verzeichniß wird entweder der gewisseste Lobspruch, oder der sicherste Tadel für mich seyn. Sammlen Sie auch die Empfindungen Ihrer liebsten Gattin; sie werden gewiß lehrreich für mich seyn. Der Christ ist das letzte Gedichte, das ich nur in der verwichnen Neujahrsmesse gemacht, nachdem ich etliche Jahre, durch verschiedne vergebne Versuche überredet, geglaubt hatte, ich könnte keine Verse mehr machen. Ich mag Ihnen nicht sagen, was meine hiesigen Freunde von diesem Gedichte urtheilen, damit Ihr Ausspruch desto freyer bleibt. Aber ach wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn dieses Gedicht, wegen seines Inhaltes, des Beyfalls der Kenner und der Rechtschaffnen würdig wäre! Ich habe neun Tage, ohne Aufhören, daran gearbeitet, alle Quaal der Hy-

pochondrie verläugnet, und wie Gott weiß, oft gebetet, daß ichs aus der Fülle eines redlichen und absichtsvollen Herzens machen möchte. Und eben dieses Gedichte hat mich bestimmt, die übrigen auszusuchen und herauszugeben; denn diese liegen alle schon etliche Jahre, manche fünf Jahre, z. E. die Erzählungen, manche drey, manche zwey Jahre. Ja, ich war fest entschlossen, sie nie drucken zu lassen: so sehr fehlte mir der Muth und die Lust, ein Autor zu werden. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich mehr als einmal, aber vergebens, haben verführen wollen, etwas drucken zu lassen? Wie gut werden Sie mir nunmehr seyn, daß ich noch menschlich genug bin, verführt zu werden! Also, werden Sie sagen, ist wohl ihre böse hypochondrische Epoche vorbey? Wollte Gott, ich könnte dreist Ja sagen! Aber das kann ich nicht. Indessen preise ich Gott, daß es leidlich, daß es nicht mehr so schlimm ist, als ehedem. Ich weiß nicht, wie ichs machen soll, daß ich mit mir selbst zufrieden werde. Ich glaube oft, daß ich nicht mehr so gut bin, als sonst; ich glaube, daß die feinen Empfindungen des Herzens sich bey mir verlieren. Und was glauben? Ich fühle es. Ich bin starr, ich werde weder gegen das Gute, noch das Böse, genug empfindlich. Und gesetzt, daß diese Beschaffenheit eine Folge der Krankheit und des Mangels der gehörigen Säfte wäre: so kann ich doch immer die Ursache der Krankheit gewesen seyn, und noch seyn. Weiter will ich nicht klagen; aber einen kleinen Anfang zur Klage, den

müssen

müssen Sie einem einsamen und anachoretischen Herzen vergeben.

Ob ich Sie diesen Sommer nicht in Berlin besuchen will? Ach ja, den Willen habe ich, so oft ich an Sie denke; und wie oft denke ich nicht an Sie! Aber die Ausführung hat in meinen Umständen große Schwierigkeiten, und diese werde ich nicht so leicht überwinden. Ersetzen Sie mir den Genuß der Liebe, den ich in Ihrem persönlichen Umgange nicht haben soll, durch Ihre Briefe. Diese haben mich schon oft erquicket; und so lange ich edle Herzen, wenn sie reden, noch zu schätzen weiß: so lange will ich glauben, daß meine Hypochondrie noch nicht aufs höchste gestiegen ist. Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke, da ich dieses schreibe, wünsche? Ich wunschte, daß Sie einen Sohn hätten, den ich zu mir nehmen, und in dem ich mich um seinen Vater und seine Mutter verdient machen könnte. So fromm dieser Wunsch ist, so muß er doch mit der Absicht der Vorsehung nicht ganz übereinstimmen. Aber wenn es möglich wäre, daß Sie die Freuden eines Vaters noch schmecken sollten, wer würde froher seyn, als ich? Ich wünsche mit ganzer Seele Ihnen alles das, was wahrhaft glücklich und zufrieden macht, und bin zeitlebens der Ihrige

L. d. 23. März, 1754. G.

XIV.

Wenn auch kein Mensch weiter meine Gedichte lobte, so würde Ihr Brief allein mich für alle meine Mühe reichlich belohnen. Wie vortreflich haben Sie mich gelobet! Ich bin oft im Lesen zweifelhaft geworden, was ich lieber seyn möchte, ob der Lobende oder der Gelobte. So lang Ihr Brief ist, so hielt ich mich doch oft im Lesen auf, um ihn noch länger für mein Vergnügen zu machen. Oft las ich etliche Seiten flüchtig, um ein Recht zu haben, ihn noch einmal zu lesen, und nicht alles auf einmal zu wissen. Bald erwachte die Eigenliebe, bald eine kleine Bescheidenheit, bald die Dankbarkeit und Liebe gegen Sie, bald ein gutes Gewissen. Endlich, da ich mit Lesen fertig war, sprang ich von dem Stuhle auf, und sagte: Gott Lob! Gott Lob! daß ich so glücklich bin; daß ich solche Freunde habe! Er übertrift mich an Güte des Herzens weit, der gute Borchward! — Ich gieng in der Stube herum, und überdachte das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich Sie itzt umarmen könnte. Doch ich will Ihnen nicht alles sagen, was ich empfand, ich möchte Ihnen zu viel sagen. Und Ihrer liebenswürdigen Frau, wie viel bin ich dieser Dank schuldig? So ist sie gewiß Ihrer Meynung und Ihrer Empfindung in Ansehung meiner Gedichte? Was für ein glücklicher Autor bin ich nicht! Und Ihr lieber **Bergius**, mein Freund, ist auch mit mir zufrieden?

Was

Was kann ich mehr begehren?
Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich
nähren.

Im guten Verstande! Ich habe heute eine französische Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, in Berlin gedruckt, in den Händen gehabt. Wer muß der Mann seyn, der mir diese Ehre erwiesen hat? Kennen Sie ihn etwan? Das Französische ist, deucht mich, ohne Fehler; ob es nach dem Genie der Sprache frey und beredt genug ist, das muß das Ohr eines Franzosen ausmachen. Wie herzlich wollte ich wünschen, daß die Uebersetzung recht schön seyn, und mich für die Schmach der übersetzten Fabeln und für eine Englische aber elende Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, die vor ein paar Jahren in London herausgekommen, schadlos halten möchte. Man hat mir mehr als einmal französische Uebersetzungen, sowohl von den Comödien, als den Trostgründen, und der Gräfin, bald aus Halle, bald aus Magdeburg, bald aus Strasburg, im Manuscripte zugeschicket; ich habe aber den Druck allemal verbeten. Diese Messe werde ich eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung der neuesten von meinen Fabeln aus Paris erhalten. Der Uebersetzer ist der Herr von Riverie, ein Mitglied der Academie zu Amiens, der sich in Paris aufhält. Er ist ein Poet, das ist schon Trost genug. Er wird, wie er mir durch einen guten Freund hat schreiben lassen, der ihn in Paris

hat kennen lernen, diesen Sommer nach Leipzig kommen, aus Liebe zu mir; das ist sehr schmeichelhaft. — —

Die Addresse folget. Ich danke Ihnen noch einmal für Ihren vortreflichen Brief, die Copie Ihres Herzens und Ihres Verstandes; ich grüße Ihre beste Frau, alle Ihre Freunde, und bin der Ihrige

L. d. 8. April, 1754. G.

XV.

Ja wohl, Sir Carl, das ist ein Mann, der möchte ich lieber seyn, als König der Helden. O wenn ich nur sein Herz ganz hätte, so wäre ich der glücklichste Sterbliche. Und der Vater, der Schöpfer, dieses Sir Carls, den beneide ich, indem ich ihn verehre, bewundere und liebe. Warum ward ich nicht auch in England geboren? Ob ich ihn lieber habe als den Fielding? Tausendmal lieber, ob ich gleich diesem in seiner Art seine Verdienste gern zugestehe.

Wie mirs geht? Erträglich; besser, als vor Jahren um diese Zeit; nicht so gut, als ich wünschte; weit besser, als ich verdiene. Bis hieher hat mir der Herr geholfen, und ich bete ihn in diesem Augenblicke für alle seine Barmherzigkeit an, und ermuntere Sie, indem Sie dieses lesen, ihm mit mir zu danken. Ich habe heute mehr Muth als sonsten, und durch wen habe ich ihn? Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen. — Ich bin bey ihm in der Noth — Göttliche Worte! Und o was ist die Freude der Seelen für ein Guth. Wäre ich doch jetzt bey Ihnen, daß ich, durch Ihr Beyspiel gestärkt und belebt, alle das Glück des Lebens und der Freundschaft, der Ruhe, ganz in mein Herz sammeln könnte! Oder wäre ich doch ein Gefährte Ihres Vergnügens auf dem Lande bey Ihrem lieben Halbbruder gewesen! Ich gönne Ihnen den glücklichen Monat, den Sie in Sauen zugebracht. Aber Sie melden mir nicht,

nicht, ob Sie ihn in der Gesellschaft Ihrer lieben Frau genossen; doch das ist keine Frage; sonst würde er Ihnen nicht so schön gewesen seyn. Sie ist mir doch noch gewogen? Antworten Sie immer: Das ist auch keine Frage!

Dem Herrn von Formey bin ich sehr viel Dank für seine schöne Uebersetzung schuldig. Einer meiner Zuhörer übersetzet, oder hat den 3ten Theil seines Christlichen Philosophen übersetzet; ich wollte wünschen, daß die ersten beyden Theile auch ihm vorbehalten gewesen wären. — Der Herr von Riverie ist noch nicht hier, und seine Fabeln sehe ich auch nicht. — Die Einlage ist bestellt; und ich weiß nichts weiter zu sagen, als was ich Ihnen schon tausendmal gesagt habe, daß ich ewig der Ihrige bin

L. d. 6. Nov. 1754. G.

XVI.

XVI.

Herr Reich, der Buchhändler aus der Weidemannischen Handlung, reiset nach Berlin. O wie gern reiste ich mit, um meinen lieben, theuren Borchward brüderlich zu umarmen, und an seiner Seite die Last meiner Hypochondrie einige Tage zu verreden! Aber der Winter, mein Körper, meine Collegia, das sind ja Hindernisse genug. Indessen grüße ich Sie durch diesen Brief mit eben der Liebe und dem Sorgen eines Freundes, der gegenwärtig ist, und sage Ihnen, daß meine Hochachtung und Erkenntlichkeit für Sie nie höher steigen können, wenn wir auch noch einmal so lange leben sollten, als wir schon gelebt haben. Ich weiß es, wie sehr Sie mich lieben. Alle Ihre Briefe sagen mirs auf die durchdringendste und edelste Art, die ich nicht nachahmen, aber desto mehr fühlen kann. Wie mancher Trost, den ich oft gehört, oft gedacht, ist mir in Ihren Briefen neu und doppelt kräftig geworden; denn Sie, Sie sagten mir ihn! Möchte ich Ihnen doch bald, nicht durch Trost, nein, durch herzliche Theilnehmung an neuen Scenen der Freude Ihres Lebens, alle meine Liebe und Dankbarkeit, mein ganzes gutes Herz beweisen können! Sie wissen schon, was ich für Scenen der Lust meyne.

Der Welt eine Clarissa oder einen Grandison zu geben. Aber was rede ich? Müssen nicht auch unschuldige und fromme Wünsche auf das Wohlgefallen der

Vor-

Vorsehung zurück gesetzt werden, wenn sie nicht aufhören sollen, gut zu seyn? Ich will bey den Grandison der Erdichtung bleiben. Der vierte Theil ist fertig. Ich glaube, daß ihn Reich schon nach Berlin geschickt hat, außerdem würde ich Ihnen mein Exemplar aufdringen, ob ichs gleich selber im Deutschen noch nicht gelesen habe. Ich bin durchaus in dies Buch verliebt, und zwinge alle junge Herren, daß sies auswendig lernen sollen. Ebert, der Uebersetzer, der glückliche Uebersetzer Youngs, hat einen grotesken aber doch schönen Einfall bey der Durchlesung des siebenten Theils gehabt. Wenn ich, spricht er zu Professor Gärtnern in Braunschweig, den Grandison geschrieben hätte: so wüßte ich gewiß, daß ich selig werden müßte. Gott vergebe es ihm! ich muß es ihm vergeben. O hätte doch Ebert den Grandison übersetzt, und eben er sollte ihn nach meinem Plane übersetzen; aber er konnte, und wollte nicht.

Die Uebersetzung des Herrn Riverie ist angekommen. Er hat eine gewisse Anzahl aus meinen und aus des Engeländers Gay seinen Fabeln, den London in das Begräbniß der Könige gelegt hat, übersetzet. (Ich kann sterben, wenn ich will, man trägt mich gewiß nicht in das Churfürstliche Begräbniß nach Freyberg.) Kurz, der Herr von Riverie hat mir viel Ehre, zumal in der Vorrede, die ziemlich französisch ist, erwiesen; und da ich das Original bin, so darf ich nicht Richter seyn. Wenn ich wüßte, daß ich keine Eitelkeit begienge: so

so ließe ich Ihnen ein Exemplar von Arkstee holen. So lange habe ich geredt, ohne an das Klagen zu denken? Und könnte ich nicht klagen? Leben Sie wohl! liebster **Borchward**. Grüßen Sie Ihre Frau, meine Freundin; grüßen Sie Ihren **Bergius**. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

L. d. 4. December, 1754. G.

XVII.

XVII.

Ich sollte Ihnen seit einem Jahre nicht geschrieben haben? Nein, das ist unmöglich. So viel Bosheit oder Nachläßigkeit traue ich mir nicht zu. Lieber will ich glauben, daß ein Brief von mir verloren gegangen, ja daß ihrer zehn verloren gegangen sind. Allein kann ich mich bey allem Zeugnisse meines Herzens nicht irren? Ja, und in diesem Fall bitte ich Sie feyerlich um Vergebung, und hoffe sie von Ihrer Freundschaft, die aus allen Ihren Briefen redet, und die ich nie zu verdienen weiß. Sie sind also nebst Ihrer lieben Frau, die ganze Zeit über, da ich keinen Brief von Ihnen erhalten, gesund und zufrieden gewesen? Wie glücklich sind Sie, und wie überglücklich, da Sie Ihr Glück mit so vieler Dankbarkeit fühlen! Gott schenke es Ihnen ferner, und gebe Ihnen Beyden, was Ihr Herz mit Recht wünschen kann. Meine Umstände, theuerster Freund, sind erträglich. Ich fühle freylich die Last eines siechen Körpers und eines schweren Geistes nicht selten; aber Gott sey Dank, ich liege derselben niemals ganz unter. Und selbst itzt, da ich meine Klagen zurückhalte, erfreue ich mich über meine kleine Stärke. Indessen meldet sich der Wunsch nach der Einsamkeit und die Furcht vor dem Geräusche der Welt alle Tage mehr bey mir; und wenn ich glaubte, daß ich nicht wider meine Pflicht handelte: so würde ich das Landleben, das ich jetzt drey Wochen genossen habe, den Augenblick für meine übrige Tage erwählen.

wählen. Sie wünschen etwas von mir zu lesen. Nun wohl gut, mein Freund, Sie sollen mit diesem Brief mein vertrauter Leser werden. Ich schicke Ihnen 31 geistliche Lieder, die ich zeither verfertiget. Niemanden, als Cramern und Gärtnern, sind sie von mir zugeschicket worden; und ich bitte Sie, bey allem, was in der Freundschaft heilig ist, diese Lieder „nicht abschrei„ben zu lassen, sie nicht in fremde Hände zu geben, und „wenn Sie solche einigen ihrer Freunde lesen lassen, mei„nen Namen zu verschweigen. Ich weiß, wen ich bitte. Sie lieben mich, und glauben mir, daß ich aus gültigen Ursachen bitte. Lesen Sie also meine Lieder, und schreiben Sie mir Ihre Critik, und die Meynung Ihrer lieben Frau. Wollte Gott, daß sie einstens zur Erbauung und zur Ehre der Religion etwas beytragen Ich schicke Ihnen auch einen Brief von Cramern, der diese Lieder angeht, und den Sie niemanden müssen lesen lassen.

Endlich sage ich Ihnen, wer Ihnen diesen Brief überbringt; er ist arm; aber er ist nicht begehrlich, und wird mit einer geringen Hülfe zu seiner Reise znfrieden seyn. Können Sie dazu etwas beytragen, so thun Sie es, als ein gutes Werk. Der Mann ist ja ein Unglücklicher, das ist zu seiner Empfehlung genug. Ich umarme Sie, und küsse Ihre liebe Frau.

L. d. 24. October, 1755. G.

XVIII.

Ihr Beyfall und Ihre Critik über meine Lieder, beydes ist Wohlthat und Belohnung, und ich muß Ihnen für das eine eben so herzlich danken, als für das andre. Die Critiken, davon die meisten wohl gegründet seyn mögen, will ich nützen, so gut ich kann, so gar bis auf die Orthodoxie. In den Leibliedern, das Gebet, die Bitten, stimmen wir sehr überein; nur fürchte ich daß Sie gegen das lange Paßionslied zu grausam gewesen sind. Dem ungeachtet bewundere ich Sie wegen Ihrer kunstrichterlichen Anmerkungen. Sie haben beynahe mehr Einsicht in die Poesie, als der Poet. Ob ich fortfahren werde, mehr Lieder zu machen, das weis Gott, ich kann es nicht sagen. So viel merke ich, daß meine Gabe zu dichten und zu schreiben sehr, wo nicht ganz, verloschen ist. Alles wird mir sauer, blutsauer; und ist dieses nicht ein Beweis, daß das Feuer fehlet, die Begierde, die uns beleben, und uns die Last der Arbeit unmerklich machen muß? Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, so haben Sie in Ihrer Krankheit mehr Lebhaftigkeit gehabt, als ich bey gesunden Tagen spüre. Aber klage ich nicht? Ja, und bis hieher klage ich mit Recht. Ich verlange nicht von Gott neue Kräfte, ich will nur darthun, daß ich zum Schreiben nicht mehr geschickt bin. Indessen muß ich Ihnen sagen, daß ich noch zwanzig Lieder habe, die Sie ehstens erhalten sollen. Sie werden die Fehler

der

der ersten gewiß darinnen finden; aber auch die Tugenden? Daran muß ich zweifeln. An die Ausgabe dieser Lieder denke ich nicht. Sind sie gut, so kommen sie nie zu spät, wenn sie auch nach meinem Tode erst erscheinen. Und vielleicht liest man sie alsdenn desto begieriger, wenn man glaubt, daß der Autor nicht belohnet seyn will. Ihrer vortrefflichen Frau zu gefallen, ist ein großer Lobspruch. Ich küsse sie und ihre Freundin, daß Sie Wort gehalten, und nichts abgeschrieben haben. Das Auswendig behalten ist zwar nichts besser, es ist frommer Betrug, und dennoch kann ich nicht zürnen. Aber auf den Lieutenant bin ich böse. Es ist mein Fehler, daß ich die Leute nicht besser prüfe, und gutes glaube, wenn ich kein Böses offenbar sehe. Und nun habe ich Ihre Sehnsucht und die meinige gestillt. Nichts ist übrig, als daß ich Ihnen von Grund meiner Seelen das Glück zum neuen Jahre wünsche, das die Welt um diese Zeit aus Gewohnheit zu wünschen pfleget. Gesundheit und Zufriedenheit beglücke Sie nebst Ihrer Gattin in allen noch künftigen Tagen Ihres Lebens. Und auch mir gebe Gott, wenn ich leben soll, ein ruhiges und freudiges Jahr, nach seinem Willen.

L. d. 22 Decbr. 1755. G.

XIX.

Der Ueberbringer dieses Briefs, ein Freund von mir, der Sie aus einigen Ihrer Briefe an mich kennet, und Ihre Freundschaft wünschet, wird sich selbst am besten empfehlen. Er ist jetzt Commißionsrath und sonst bey verschiedenen jungen Herren mit Ehren und Gewissen Hofmeister gewesen, und wird sich einige Zeit in Berlin in guten Händen aufhalten. Er ist ein rechtschaffener Mann.

Ich habe ihre Critiken wieder durchgelesen, und wirklich schon einige Aenderungen versucht. Nichts beunruhiget mich, als daß Sie bey dem Systeme meiner Kirche so oft anstoßen; denn aufrichtig zu reden, ist es nicht meine Kirche, sondern mein Glaube, den ich ausgedruckt habe. Ich will nicht einzelne Worte und Redensarten vertheidigen, die ich vielleicht in Prosa sorgfältiger würde gewählt haben. Aber was die Lehre von dem Opfer des Erlösers betrift, als den Grund aller Hoffnung unserer Gerechtigkeit und Seeligkeit: so glaube ich, daß sie so, wie ich sie vorstelle, in der Schrift, und nicht blos in unsern symbolischen Büchern, steht, daß ich nichts gesagt habe, als was Sack, Vernet, Saurin, und die besten Lehrer der Reformirten Kirche, in ihren Schriften vortragen. Das Wort Gottmessias steht nicht in der Schrift; aber steht die Sache nicht darinne? Geben Sie nicht selbst mit beyden Händen zu, daß, der da sagt, ich und der Vater sind eins rc.

wer mich sieht, sieht den Vater ꝛc. wer an mich glaubet, wird nicht verloren werden ꝛc. und tausend solche Stellen mehr ꝛc. daß der, der dieses sagt, mit Recht Gott genennet werde? In Ansehung der 9ten Strophe des Lieds, die Todeserinnrung, geben Sie sich für einen Ketzer aus, und ich glaube sicher, wir haben einerley Glauben. Wenn die Schrift saget: Gott ist es, der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen: schaffet daß ihr seelig werdet mit Furcht und Zittern! so will sie ohne Zweifel sagen, daß wir durch die Kräfte der Natur uns nicht heiligen können, sondern durch die Kraft, die Gott mit seinem Worte der Offenbarung verknüpfet hat, und daß wir also alle unsere Kräfte des Verstandes und Willens anwenden müssen, dieses Wort zu fassen, mit Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und einem feinen guten Herzen, daß wir es bewahren, und Furcht in Standhaftigkeit oder Geduld dadurch bringen müssen. Gott geht mit uns als vernünftigen Geschöpfen um, und die Kräfte, die wir uns nicht geben können, können wir doch verwerfen oder gebrauchen. Anders habe ich nichts sagen wollen, und dieses würde ich auch sagen, wenn ich in Berlin lebte. Ich bin ein fleißiger Leser von Sacks vertheidigten Glauben, und ich finde, vielleicht den letzten Artikel ausgenommen, immer meine Religion darinne. Dieses gilt auch vom Saurin, welches eines von meinen Leibbüchern ist, so wie Mosheims Sittenlehre. Aber ich will glauben: daß die Unbehutsamkeit meines Ausdrucks Schuld an unserer Uneinigkeit ist.

Wenigstens wird es mir unendlich schwer werden, zu glauben, daß wir, die wir einander so lieben, verschiedene Grundsätze der Religion, desGlaubens und der Tugend, haben sollten. Indessen wiederhole ich Ihnen, liebster Freund, meine Danksagung für die Critiken, die mir allezeit schätzbar seyn werden. Gönnen sie den Liedern, die ich Ihnen bald zu schicken gedenke, eben die Aufmerksamkeit. Jetzt aber grüßen Sie Ihre theure Gattin mit aller Ergebenheit von mir, dem Verehrer derselben und ihrem wahren Freunde.

L. d. 3. Januar 1756. G.

XX.

Endlich schicke ich Ihnen die so lange zurück gehaltenen Lieder; denn wie kann ich die Bitten Ihres so nachdrücklichen und herzlichen Briefs besser beantworten? Ich schicke Sie Ihnen unter der ersten Bedingung; das versteht sich; und Sie sind zu sehr mein Freund, als daß Sie wider meine Absichten handeln sollten. Im Vertrauen geredt, bin ich nicht ganz zufrieden mit Ihnen. Vor etlichen Monaten gingen ein paar Candidaten aus Berlin hier durch. Sie versicherten mich ziemlich dreist, daß ich Lieder gemacht hätte. Vermuthlich war bey Herr Sacken davon gesprochen worden. Ich leugnete die Sache so, daß ich sagte, ich hätte einige wenige Stücke, die aber deswegen keine Lieder wären, sondern biblische Betrachtungen. Kurz sie mußten nicht Recht haben. In der That sehe ich auch, daß wenn ich die Poesien, von denen die Rede ist, jemals will drucken lassen, ich ihnen den Titel: Geistliche Oden und Lieder geben muß, weil sie nicht alle Lieder im engen Verstande sind. Aus diesem Gesichtspunkte, liebster Borchward, werden Sie viele in der jetzigen Sammlung beurtheilen müssen; Und beurtheilen sollen Sie, eben so aufrichtig und strenge, als Sie bey den ersten gethan haben. Wo die Titel nicht adäquat oder deutlich genug sind, da haben sie völlige Macht, andere an ihre Stelle zu setzen. Ich habe hin und wieder Melodeyen beygefügt, nach welchen die

Lieder können gesungen werden, oft habe ich sie weggelassen, weil sie mir nicht gleich einfallen wollten; allein viele, wenn sie sollten gesungen werden, müßten ihre Harmonie erst von der Hand eines geschickten Componisten erhalten. Diesen Dienst hoffe ich leicht zu erhalten, wenn es seyn müßte. Aber itzt, liebster Freund, denke ich noch an keine Ausgabe. Ich habe die Critiken meiner Freunde noch nicht beysammen. Ich habe noch wenig Verbesserungen gemacht. Ich bin noch nicht überzeugt, daß die kleine Werke schön genug sind. Ich habe noch keine Wahl getroffen, in was für einer Ordnung sie zu stehn kommen sollen. Ich bin noch nicht eins, welche ich weglassen will; denn alle werde ich sie doch nicht drucken lassen. Sie erhalten jetzt sechs und zwanzig Stücke, die ersten betrugen ein und dreyßig. Mache ich noch drey oder viere, so habe ich eine Zahl von sechszig. Unter sechszig können zehn leicht zurück bleiben müssen, und mit funfzig wollte ich auch gern zufrieden seyn, wenn sie sonst gut wären. Mit meinem Namen bin ich noch sehr uneins, Gott weiß es, daß ich ihn jetzt nicht würde vorsetzen, und dieß aus guten Absichten, wofern ich wüßte, daß ich verborgen seyn könnte. Aber leider scheint das letzte unmöglich zu seyn. Ich würde geschwinder an die Herausgabe denken, wenn kein Mensch wüßte, daß ich Lieder gemacht hätte. Ich würde mich freuen, wenn sie die Absicht der Erbauung beförderten, und glauben, daß ich 'was Gutes gethan hätte. Aber nunmehr, da ich schon in der Rede bin, fällt ein großes

Ver-

Verdienst auf meiner Seite weg. Es wird mir und andern vorkommen, daß ich als Autor, aus Begierde des Namens, geistlich gedichtet habe. Elender Gedanke! Meine Freunde sagen: mein Name wird tausend Leute reizen, die Lieder zu lesen, die sie sonst nicht würden gelesen haben. Das glaube ich ohne Eitelkeit selbst. Aber können nicht auch tausend Leute sagen: Warum war der Mann nicht so bescheiden, und hielt seinen Namen zurück? Will er durch Lobsprüche belohnet seyn? — Es bleibt doch nicht verborgen. Man kennet ihre Schreibart. Man wird sagen: sie schämten sich der geistlichen Lieder, aber nicht ihrer Fabeln und Erzählungen; oder sie wüßten es schon, daß es die Leute wüßten, und daß es nicht verborgen bleiben könnte; drum hätten sie sich verborgen halten wollen, mit aller Kunst einer stolzen Demuth. — Rathen Sie mir, theuerster Freund, und behalten Sie die Sachen nicht länger, als vierzehn Tage. Ich will sie gern Herr Gärtnern schicken, der sie noch nicht gesehen hat. Wo Ihnen ein Stück durchaus nicht gefällt: so merken Sie es dreist an, und ziehn Sie Ihre liebe fromme Frau dabey sorgfältig zu Rathe, der ich mich bestens empfehle. Leben Sie wohl. Ich bin der Ihrige

L. d. 3. Jun. 1756. G.

XXI.

Endlich kommen meine Lieder, und fordern, nach Ihrer Critik, auch Ihren Beyfall. O wie glücklich werde ich seyn, wenn sie so guten Herzen, als das Ihrige ist, als Ihrer Gemahlin Herz ist, gefallen, und dann und wann es rühren! Dies wünsche ich mir; dies gebe Gott, und lasse es für mich einen süßen Gedanken, wo nicht jetzt, doch künftig seyn, daß ich für die Religion gedichtet habe. Es war meine Schuldigkeit; da er mir das Genie dazu verliehe. O wie wenig habe ich noch gethan! Lesen Sie, und wenn Sie mit mir zufrieden sind: so lassen Sie mich Ihren Beyfall nicht lange entbehren. Der Verleger wird Herr Sacken ein Exemplar schicken. — Und unsre jetzigen Umstände? Lassen Sie uns einen Vorhang darüber ziehn. — Nur Friede! Friede! Leben Sie wohl mit Ihrer Freundin und der meinigen. Ich liebe Sie, und bin beständig der Ihrige.

L. d. 21. März, 1757. G.

XXII.

Ich habe Ihren Brief nicht ohne Thränen, und, damit ich alles sage, nicht ohne Gebet, lesen können. Schon auf der ersten Seite legte ich ihn weg, und hob die Hände auf, und wünschte mit ganzer Seele, daß meine Lieder nur die Hälfte des Seegens, den Sie ihnen versprechen, stiften möchten, und mich nur der geringste Theil der Belohnungen, die Sie mir so reichlich wünschen, treffen möchte. O was ist es für ein Glück, rechtschaffene und fromme Freunde zu haben! Rabener schließt seinen Brief an mich, der ebenfalls meine Lieder betrift, mit einer Stelle, die mich, wenn ich so reden darf, beynahe vor Empfindung getödtet hat. Ich danke Gott, sagt er, daß Sie mein Freund sind! Und ich liebster Borchward, danke Gott, daß Sie mein Freund auch sind. Niemand unter allen meinen Freunden hat mich für meine frommen Gedichte so sehr belohnet, als Sie und Rabener. Beyde Briefe, wenn sie auf die Nachwelt kommen, werden ihren Verfassern mehr Ehre machen, als mir. Niemand konnte sie schreiben, als Männer von dem besten Herzen, als Männer, die ihren Autor, den sie wegen seines Herzens lobten, selbst an Güte des Herzens weit übertreffen. Ich habe Prof. Schlegeln in Zerbst Rabeners Brief geschickt, außerdem würde ich die Bescheidenheit vergessen, und Ihnen solchen hier beylegen, als eines meiner größten Siegeszeichen. Und wenn nun meine Lieder so erbaulich sind;

wie

wie viel Dank bin ich Ihnen und Schlegeln und Cramern und Gärtnern schuldig, daß Sie mich durch Ihren Beyfall ermuntert, durch Ihre Critiken unterstützet, und durch Ihr Ansehn vermocht haben, sie herauszugeben, da sie nach meinem Plane erst nach meinem Tode herauskommen sollten! Schlegeln in Zerbst, dem treflichen Manne, habe ich erstaunende Mühe mit meinen Liedern und mit meiner Unentschließigkeit gemacht. Er hat sie wohl zu vier verschiedenenmalen durchlesen, critisiren, vertheidigen und verdammen müssen. Er hat alle Aenderungen wieder durchlesen, wieder anfeinden, oder loben müssen. Und dieses hat er mit so vieler Strenge, Aufrichtigkeit und Scharfsichtigkeit gethan, daß ich ihm ewig dafür danken werde. Er hat mich bis zur Entzückung gelobt, und bis zur Ohnmacht oft getadelt, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf. Kurz, liebster Freund, von der Seite des Fleißes und der angewandten Mühe bin ich sicher, daß der Beyfall meiner Freunde mir mit Recht zugehört; Wollte Gott, ich hätte den Beyfall meines eigenen Herzens und der besten Absicht, in der ich wenigstens habe arbeiten wollen, eben so sicher, oder empfände ihn eben so lebhaft!

Sacks und Buchholzens Lob!

O das ist zu viel Glück, so viel rechtschaffenen und grossen Männern auf einmal zu gefallen! Ich danke beyden durch Bescheidenheit und Demuth, und bete für den letzten in seiner schweren Krankheit. Ihren Bergius

unmar-

umarme ich für die künstliche Freude, die er Ihnen und mir bey dem Empfang meiner Lieder gemacht. Darf ich das nicht auch in Gedanken bey Ihrer Henriette thun? Warum nicht? Ich küsse sie also aus Dankbarkeit und Freundschaft für den Antheil, den sie an meiner Arbeit nimmt, und für die Erbauung, die sie durch meine Lieder nach ihrem guten Herzen in sich erwecken läßt. Edle und gegen die Religion empfindliche Seelen durch geistliche Gesänge zu bewegen, ist auf gewisse Weise ein nothwendiges Glück, davon der Autor sich nur den kleinsten Theil zuschreiben kann, wenn er auch noch so ein guter Dichter wäre. Die Kraft der göttlichen Wahrheit und das gute Herz des Lesers thun da alles, wo der Poet auch noch so viel zu thun scheint. Er hat den Ruhm der vollbrachten Pflicht, und der Sieg ist eigentlich auf der ersten Seite. Aber doch darf sich der Dichter erfreuen, daß er seine Pflicht mit Glück ausgeübt hat. — Wielands Empfindungen haben, als Poesie betrachtet, große Schönheiten für die Einbildung; aber mein Herz weigert sich, seine Sprache zu reden, wenn es mit Gott redet. — Ihre Aufsätze in dem Menschen würde ich schon begierig gelesen haben, wenn ich in Leipzig wäre; aber ich schreibe dieses auf dem Lande, fünf Meilen von der Stadt, wohin ich zur Ruhe geflüchtet bin, die ich auch bey dem besten Wirth und der gefälligsten Wirthin genießen würde, wenn ich mich selbst, oder meinen Körper nicht mitgebracht, oder anders zu reden, wenn ich den Schlaf mitgebracht hätte. Bey dem

Mangel desselben empfinde ich die Annehmlichkeiten des Frühlings und die Freundschaft des Herrn von Zedwitz und seiner Gemahlin nur halb, und eile alle Tage wieder in Gedanken nach meiner Einöde in der Stadt. Also soll meine Freude niemals ohne Beschwerung seyn, vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ich habe hier mir Ihren Brief gewiß versprochen. Dieses Glück ist eingetroffen. Aber ich habe mir auch Briefe von Cramern, Gärtnern, Jerusalem, versprochen; dieses Glück ist nicht eingetroffen; vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ob mir Ihr König meine Pension auszahlen läßt? Nein. Aber dies hat mich, Gott weiß es, noch keinen Augenblick beunruhiget. Könnte ich durch den Verlust derselben auf zeitlebens meinem Vaterlande Ruhe und Friede wiedergeben, o mit Freuden wollte ich meine hundert Thaler fahren lassen. Die Vorsehung, die das Werk der Regierung weislich und gütig führet, wird diese Stürme zur Zeit, wenn es ihr gefällt, in heitere Tage für uns und sie, für Freunde und Feinde, verwandeln; wenigstens müssen wir so hoffen, und beten, und mit Geduld uns allen Schickungen zu ergeben, arbeiten. — Rabener bekömmt eben so wenig, als ich, und er ist nicht unzufriedener, als ich. Er hat selbst einiges Vermögen. Nun habe ich Ihren langen Brief durch einen nicht kurzen beantwortet. Leben Sie wohl mit Ihrer Henriette und allen Ihren würdigen Freunden. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

Bonau, unweit Rosbach, d. 23. April, 1757. G.

XXIII.

XXIII.

Hier ist ein kleiner Auszug meines Lebens seit drey Vierteljahren. Ich gieng in der Mitte des Julius vorigen Jahres wegen Schlaflosigkeit in das Bad nach Lauchstädt. Hier spürte ich einige Besserung, und begab mich nach drey Wochen auf ein Landgut bey Weissenfels, um da vom Bade auszuruhen, und an meine Verrichtungen nach Leipzig zurück zu kehren. Allein eine Hinderniß, eine traurige Nachricht über die andere, hielten mich auf, und da ich im Begriffe stund, wider den Willen meiner Freunde, nach meinen Catheder zu eilen; ließ mich Gott ungefürchtet und selbst im Spaziergehen, in eine tödliche Krankheit sinken. Im October also mitten unter dem Tumulte der Waffen, die selbst vor meinem Zimmer tobten, lag ich in den Banden des Todes, fern von meinem Arzte, dem der Zutritt in den ersten Tagen meiner Krankheit zu mir verschlossen war, weil Weissenfels gesperrt gehalten wurde. Aber unter allen diesen traurigen und schrecklichen Aussichten hat mich die Vorsehung Mitleiden, Pflege, Wartung, und endlich den Arzt, finden lassen, der durch einen gewagten Aderlaß eine tödliche Pleuresie aufzuhalten suchte. Er kam den fünften Tag der Krankheit an, und wußte vielleicht, vor dem Anblicke des Bluts, den Namen derselben nicht, vielleicht auch das Mittel nicht, wenn es ihm nicht durch einen besondern Umstand wäre eingegeben worden. Der Herr von

Zedwitz, bey dem ich damals lebte, und noch itzt bin, hat die Gewohnheit alle Herbste sich die Ader öffnen zu lassen, und sein Barbier in Naumburg, war ohne Verordnung, an dem gedachten Tage in dieser Absicht angekommen. Diesen fand der Medicus, und ließ ihn, ob ich gleich dawider zu seyn schien, mir unverweilt die Ader schlagen. Zwey Tage darauf kam mein Medicus nebst etlichen Freunden aus Leipzig an, fand das harzige schreckliche Blut noch auf vier Tellern stehen, und umarmte den auch angekommenen Medicum aus Weissenfels, Hofrath Springsfelden, bey dem Anblicke des Blutes mit dankbarer Seele. Er hat mir nachher schriftlich gestanden, daß, wenn ich in Leipzig unter seinen und seiner Freunden Händen gewesen wäre, sie aus großer Liebe und Behutsamkeit die gefährliche und doch retterische Ader nicht würden gewagt haben. — Aber kein Tageregister meiner Krankheit! Genug, ich lebe und und bin viel zu geringe der Treue und Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat; und ich zittere oft bey den Spuren seiner wunderbaren Vorsehung, aus Erstaunen, wie sich der Allmächtige bis zum Staube mit seiner regierenden Hand herablassen kann. Preisen Sie ihn, frommer Freund, mit mir und wünschen Sie mir, daß ich mein zweytes Leben nach seiner Absicht nutzen mag. — Noch ein rühmlicher Umstand für einen Ihrer Generale, dessen Namen ich nicht weiß. Er hatte durch Springsfelden meine Krankheit erfahren, und Ordre gegeben, daß die Bothen, die von mir kämen,

men, ungehindert, unaufgehalten und zu aller Zeit, aus- und eingelassen werden sollten. Dank sey es dem redlichen Manne, nach dessen Namen ich mich erkundigen will! Er hat aber nicht lange in Weissenfels gestanden. —

Die Bataille bey Rosbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschützes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern, (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen) so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehn geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regieret die Welt, und lebt! —

Wegen der Freude über meine componirten Lieder verweise ich Sie auf den Brief an den treflichen Bach, Ihren Freund. Ich schmachte nach einem geschickten Manne, der mir sie vorspielt, jetzt noch vergebens auf dem Lande. Aber vielleicht ist der Period meiner Rückkehr nach Leipzig näher, als ich denke. Möchte uns doch Gott allen Friede und Ruhe schenken! —

Aus Dankbarkeit gegen das Haus, wo ich so viel Sorgfalt genossen, gebe ich jetzt, in dem vierzigsten

 Jahre,

Jahre, einen Hofmeister über ein Paar junge Herren von zehn und elf Jahren ab, die aber noch Ihren besondern Aufseher haben.

Ich umarme Sie und Ihre Freundin, und bin der Ihrige

Bonau, d. 9. März, 1758. G.

XXIV.

XXIV.

Ich erwarte, da die Messe angegangen, alle Tage den Mann, der das Depositum abholen, und mich quittiren soll. Dieser Dienst der Verwahrung ist auch der einzige, den ich Ihnen in meinen jetzigen Umständen zu leisten im Stande bin. Es ist an kein Lied zu denken, guter Herr Hofrath. Wenn Sie wüßten, wie viel ich seit einem Jahre dulde, wie viel ich mit dem angehenden Frühlinge, welcher mir schon zwey Jahre nach einander schrecklich gewesen ist, wieder leide: so würden Sie sehen, daß ich von dieser Arbeit nach Gewissen mich frey sprechen könnte. Die Freundschaft, die der Herr Inspector Ortmann für mich hat, erkenne ich mit dem ersinnlichsten Danke. Die Anfrage Ihres Briefs wegen gewisser Briefe kann und mag ich nicht beantworten. Es ist schrecklich genug, daß kein Brief von mir mehr vor dem Drucke sicher ist. Magna fama magnum malum: Das erfahre ich alle Tage mehr. Ich grüße alle Ihre und meine Freunde, vornehmlich Ihre würdige Frau und Herrn Grüninger. Sagen Sie diesem, daß ich ihm für die Bekanntschaft des Herrn Commercienrath Triebels sehr dankte, ob ich gleich diesen guten Mann nur zweymal gesprochen; daß es mir unmöglich wäre, ihm jetzt zu antworten, daß ich aber ihn und seine Frau und den alten Vater herzlich hochschätzte, Ihr ergebenster

L. d. 11. April, 1761. G.

XXV.

Hier ist der Beweis, daß ich Ihr doppeltes Depositum zu 135 und 175 Rthlr. richtig ausgehändiget habe. Was haben Sie für böse Leute in Berlin, welche vertraute Briefe (*) durch den Druck der Welt öffentlich bekannt und einen ehrlichen Mann schamroth machen? Es ist Grausamkeit, so zu verfahren; und ich werde künftig zittern müssen, so oft ich einen Brief schreiben will. Wie viel Dinge sind unter Freunden erlaubt und unschuldig, die in dem Angesichte der Welt sogleich anstößig werden!

O seelig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großen Ruhm und Glücke!

Verhindern Sie, wo Sie können, solche Gewaltthätigkeiten, und lieben Sie ferner Ihren ergebensten

L. d. 21. April, 1761. G.

(*) Hier werden die Briefe gemeynet, die mitten im vorigen Kriege vom Gellert und Rabener, wider beyder Willen, gedruckt worden; und worin unter andern die Unterredung des Königs von Preußen mit Gellert stand.

XXVI.

Ihr Gesangbuch hat allerdings viel Gutes; allein viel Aendrungen und Besserungen kann ich doch nicht billigen. Warum sollten alle Lehrlieder von Kirchengesängen ausgeschlossen werden? Und hört darum ein solch Lied auf, ein Lehrlied zu seyn, weil wir zu Anfange und zu Ende Gott anreden? Schickt sich denn das Uebrige zur Unterredung mit Gott, oder nur bloß mit Menschen? Die Anredung an seine Seele würde oft mehr statt finden. — Ihre drey Lieder, liebster frommer Borchward, insonderheit aber die beyden: **Was ist mein Leben** rc. und: **Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang** rc. haben mir außerordentlich wohl gefallen, und ich dächte, Sie könnten Ihre Poesie nicht herrlicher anwenden. — Zur Dankbarkeit überschicke ich Ihnen eine sehr unvollkommene, von dem Dresdener Hofe an den Bayerschen gekommene, und daselbst ohne mein Wissen gedruckte Schrift, die voller wichtigen Fehler war, und die ich deswegen hier anders abdrucken zu lassen, so unfähig ich auch zu aller Autorarbeit, wie Gott weiß, bin, nicht wohl habe Umgang nehmen können. Einen Auszug aus der ganzen Moral binnen einer halben Stunde, einem jungen Prinzen, im Beyseyn vieler des Hofes, aller Professoren und Studenten, vortragen, dieß war zu viel gefordert — und wenn ich nicht aus meinen Manuscripten über die Moral glücklicher Weise einzelne Stücke hätte nutzen können: so

würde ich dem Churfürstlichen Befehle nicht haben gehorchen können. Gott lasse das Wahre und Gute, so viel desselben in dieser Schrift ist, zum Nutzen des Lesers gereichen, das Mangelhafte niemanden schaden, und meine Fehler nicht mit Spott und Bitterkeit mir gesagt werden. Wenn ich todt bin, liebster Freund, kann man von mir drucken, was den Händen meiner Freunde soll überliefert werden, besonders verschiedene moralische Vorlesungen. Aber so lange ich lebe, bester Mann, (also bitten Sie mich nicht mehr) wird nichts von mir in den Druck gegeben; und ich weiß sicher, wenn Sie die Ursachen und meine gegenwärtigen Gemüthskräfte kennten, Sie würden diesen Entschluß nicht bloß billigen, sondern für Pflicht halten. — Die Stelle in dem Leben Ihres seeligen Freundes? (*) ja es wird wohl die französische Stelle gewesen seyn. Ich habe das Exemplar gleich in der ersten Woche an einen lieben Freund nach Dresden geschickt, und es nicht wieder zurück bekommen. Gott beglücke und segne Sie und Ihr gutes Weib. Ich umarme Sie und bin der Ihrige

L. d. 18. Febr. 1766. G.

XXVII.

(*) Vermuthlich des Hofrath Bergius.

XXVII.

Der junge Legationssecretair Ferber, ein Bürgerlicher, dessen Vater Hofrath in Dresden, und ein sehr rechtschaffener und verdienstvoller Mann war, ist ein gutes Kind, dem Sie sicher einigen Zutritt verstatten können, ob ich gleich nicht sagen mag, daß er sich seiner Jugend wegen zu einem freundschaftlichen Umgange für Sie schicken werde.

Die schlechten Wirkungen Ihrer angeführten Arzeneymittel kenne ich beynahe alle aus eigener traurigen Erfahrung, und ich glaube fest, daß Sie wohl thun, liebster Borchward, wenn Sie sich derselben gänzlich enthalten; es wäre denn, daß Ihnen das Aderlassen, wegen der unordentlichen goldenen Ader, von Ihrem Medico vorgeschrieben würde.

Ich brauche seit vielen Jahren bey allen meinen Uebeln fast gar keine Medicin, als Diät, Bewegung, (nur keine heftige) Geduld, Gebet und Arbeit. Ich esse die einfältigsten Speisen, ohne alle Würze: täglich, Sommers und Winters, gekochten Spinat und getrocknete Pflaumen, mehr Brodt als Fleisch, und und weil ich am Magen und Zähnen leide, stets weichbereitete Speisen. Ich trinke Mittags ein Glas Burgunder, Abends ein Glas Moslerwein, und Was-

ser. Ich trinke keinen Tropfen Coffee mehr, den ich durchaus nicht vertragen kann, sondern früh um sechs Uhr etliche Tassen Hallerischen Kräuterthee, oder Alpenthee, und eine Stunde darauf meine Gesundheitschocolade, die aus nichts, als Cacao, und ein wenig China und Zucker, besteht. Ich reite täglich eine Stunde, auch im Winter, eine halbe; habe ein stilles gutes Pferd aus dem Stalle Ihres lieben Prinzen Heinrichs, habe nie reiten gelernt, scheue keine Witterung, nicht Regen noch Schnee, nur den Wind, der mir Husten und Hüftweh verursachet. Im Sommer trinke ich früh um fünf Uhr (denn ich wache früh auf) statt des balsamischen Kräuterthee ein oder zwey Gläser Spaawasser, ohne eine Cur daraus zu machen, und alsdenn nehme ich meine Chocolade, die niemanden sehr, als mir, schmecken dürfte, und eine Pfeife Tabak, die mich beyde öffnen. Selten brauche ich etwas Abführendes, ja ich fürchte mich mit Recht davor, weil ich ohne Kräfte und Säfte bin. Ich werde wahrscheinlicher Weise nie weder Brunnen, noch Bad, als Medicin brauchen, sondern bey guter Lebensordnung mich dem Willen Gottes überlassen.

Ihnen aber, mein Freund, rathe ich künftiges Frühjahr das Carlsbad, wenn es Gott gefällt, Sie länger leiden zu lassen, getrost an. Folgen Sie mir. Mir hat es die beyden letztenmale nichts geholfen, sondern gewiß geschadet; dennoch rathe ichs Ihnen.

Und hiermit befehle ich, Ihr kranker und sehr schwacher Freund, Sie Gott und seiner Gnade, bete für Ihre Ruhe und Gesundheit, grüße Ihre theureste Gattin ehrerbietigst, und bin ewig der Ihrige

L. d. 13. Decemb. 1767. G.

XXVIII.

So herzlich gern ich Ihnen das bewußte Gespräch mündlich erzählen würde; so unmöglich scheint mirs zu seyn, wenn ich es schriftlich thun wollte; und zwar auf offener Post. In der That ist es den Einsichten der Hauptperson sehr rühmlich, und mir gar nicht nachtheilig; ja die ganze Welt könnte es hören, wenn es nicht der Klugheit und der Ehrerbietung gemäß wäre, lieber zu schweigen, als sich der Gefahr auszusetzen, im Reden einen Fehler zu begehen. Genug ich habe Beyfall erhalten, mehr als ich jemals gehofft, mehr als ich ohne Eitelkeit selbst sagen darf. Der — hat bey der Tafel den andern Tag nach dem Gespräche viel zu meinem Ruhme geredt; wie mir der Englische Gesandte erzählet hat; und warum gestehe ich nicht, daß mir der K — — nachdem ich ihm eine meiner Fabeln hersagen müssen, selbst genug Lobsprüche gemacht. Das Gespräch betraf meistens die schönen Wissenschaften, und deutsche Litteratur, und Cur meiner Hypochondrie. Wollte Gott, daß der Beyfall, den ich gefunden, und vielleicht nicht ganz verdiene, sonst einige glückliche Folgen hätte; Folgen, die Sie, liebster Freund, und ich beyde gleich eifrig wünschen müssen! Den Brief mit hundert und dreyßig Thalern habe ich in Empfang genommen; und dieser Brief soll die Stelle eines ausgestellten Scheins vertreten. Möchte uns doch Gott bald Frieden, Frieden schenken! Nun getrost, Theurester Borchward,

ward, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, so wollen wir im Herzen sagen, und uns trösten. Daß Ihnen meine Lieder die Dienste thun, die ich Ihnen gern selbst thun möchte, o wie sehr erfreut mich das! Mich rühren sie leider selten; und das vorige Jahr ist eines der elendesten meines ganzen Lebens gewesen. Doch nicht geklagt, sondern gehofft, und Gott vertraut. Das ist unser Trost und unsere Pflicht; auch für die bösen Tage sollen wir ihm danken; sie sind, wenn wir wollen, auch Wohlthat. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre beste Frau, Ihren Bergius, Grüninger, Sulzer, u. s. f. auf das freundschaftlichste von mir, und lieben Sie mich mit jenen beständig.

Leipzig, den 10. Januar 1761.
Sonnabends Abends in Eil, gleich nach dem
Empfange Ihres Briefs. G.

XXIX.

Allerdings, liebster Borchward, sind die Neanderschen geistliche Lieder, die kein Journal nennt, schön, größtentheils recht schön; und der junge Verfasser, der etwan 23 Jahre alt seyn soll, hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden, verdienet Aufmunterung und Critik des Kenners, und kann, wenn er den guten Ton beybehält, ausbildet, und stets durch ein frommes Herz belebt, mich und viele andre hinter sich zurück lassen. Ich habe schon in einem practischen Collegio etliche dieser Lieder meinen Zuhörern vorgelesen, beurtheilet und gelobt. Ich danke Ihnen für die Bekanntmachung.

China in Pulvern kann ich nicht nehmen, sie macht mir großen Krampf im Schlunde, aber im Extracte, ja, da kann ich sie Löffelweise vor Tische vertragen. Den Hallerischen Thee werden Sie erhalten haben. Hat Ihnen Herr Ferber nicht das Bausische Kupfer von mir gewiesen? So viel! Gott stärke und erhalte Sie, verleihe uns Geduld und Ergebung in seinen heiligen Willen; die beste Arzeney des Christen! der Ihrige.

L. d. 3. Februar 1768. G.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bamberger, Johann Peter, 1722-1804

Nachtrag zu C. F. Gellerts Freundschaftlichen Briefen

Bd.: [1]

Berlin (1780)

Epist. 309 x-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620838-7
VD18 8039860X-001